



Westdeutscher Pavillon (deutsch)

Was war Westdeutschland? Dieser bohnenförmige Kleinod in der Mitte des kalten Krieges? Während man die Geschichte der DDR unter schmissigen Titeln erzählt – „Das andere Deutschland“ – erscheint die westdeutsche Nachkriegsrealität als Selbstverständlichkeit. Dabei handelte es sich bei der BRD um eine nicht weniger exotische, historische Unwahrscheinlichkeit.

Nach dem Abgrund der Shoah und dem Totalversagen einer Gesellschaft musste es weitergehen. Unwahrscheinlich war der amerikanische Freund und sein Geschenk der Freiheit in Form von Pop und Pepsi, des Spiels der Jugendrebellion und eines soliden Atomschutzschilds. Überhaupt die freundlichen Nachbarn, die dem Wirtschaftswunder zusahen und fleißig Autos aus Wolfsburg kauften. Die Wahrheit der westdeutschen Kultur trägt Namen wie Thomas Gottschalk oder Inge Meisel, so ehrlich muss man sein. Sie sind ebenso unwahrscheinlich, aber so viel uninteressanter als zum Beispiel der Kunststoffdübel, den Artur Fischer 1957 in Tumlingen erfand. Von der bestechenden Funktionalität dieses Dübels oder der Eleganz, die Dieter Rams einer schlichten Kaffeemaschine abtrotzt, kommt man ohne weiteres zu Kraftwerk, Fassbinder, Kluge und zur der Kunst von Reinhard Mucha oder Katharina Sieverding. Tatsächlich gelang es der „Westkunst“ ja immer wieder die Unwahrscheinlichkeit in eine einzigartige Sensibilität zu transformieren. Glamour kann man es nicht nennen, aber diese Mischung aus unverhofftem Aufbruch und angebrachter Verdrücktheit, die sich als Zurückhaltung tarnte, erscheint aus heutiger Sicht außerordentlich attraktiv.

Allerdings waren da nicht nur die Gerhard Richters, die hinter der nüchternen Sprache ihrer Technik zu verschwinden schienen, so als hätte der Krieg nur ein paar leise Ingenieure übriggelassen. Es gab Künstler wie Günther Uecker, der die Hand des Künstlers an den Hammer legte, oder A.R. Penck, den man noch im Nachruf als „malerisches Urviech“ bezeichnete, „breitschultrig, bärtig und dickbäuchig“, wie eine deutsche Version von Picasso (Süddeutsche Zeitung). Auch über Georg Baselitz mussten nun viele Nachrufe geschrieben und man fragt sich, ob es Zufall war, dass so viele Figuren der westdeutschen Kunst wie die eben genannten Baselitz, Penck, Uecker und Richter eine ostdeutsche Migrationsgeschichte hatten. Alex Wissel hat das gerade erst zum Anlass für eine Serie neuer Zeichnungen genommen. „Manche Leute sind nur im Osten gut.“, zitiert er auf einer den im Westen unvermeidlichen Joseph Beuys.

Das wäre der richtige Moment, den Chauvinismus ins Spiel zu bringen, der vieles davon antrieb, was im Westen Geschichte schreiben wollte. Die Ambivalenz der wütenden Männer, die statt neoklassizistischer Zyklopen nun grazile Bungalows entwarfen. All die Verschiebungs- und Verdrängungsleistungen der Bonner Republik, die in der friedensbewegten Heimeligkeit rumorten, oder im anti-amerikanischen Ressentiment, das der ehemalige SS-Panzer Grenadier Günter Grass den jüngeren Gelehrten vorturnte. Erst träumte man von Italien, dann von Europa und am Ende wollte man schon wieder besser sein als alle Anderen. Niemand wird gerne mit den eigenen Widersprüchen konfrontiert, auch weltoffene Weltmeister im Aufarbeiten nicht. So spuken sie weiter durch die Zeit. Der Populismus, der jetzt mit nostalgischen Zerrbildern hausieren geht, ist keine Erfindung des Ostens und auch kein Alleinstellungsmerkmal der rechten Alternativen. Es gibt eine „Westalgie“, die sich hartnäckig weigert, die sozialen Verwerfungen der Gegenwart auch aus dieser heraus zu betrachten. Ich verstehe den Reflex. Die Wiedervereinigung hat nicht nur dem Osten Verluste beschert und alte Gewissheiten ins Wanken gebracht.

2026 stottert der Motor, der Druck steigt, Amerika entfernt sich, irgendwas funktioniert mal wieder nicht, die Bahn kommt zu spät und in ihren überfüllten Wagen steigt der Lärmpegel. Mit spürbarem Stolz verbuchte die westdeutsche Siegesgeschichte die Überwindung des Spießertums für sich. Jetzt vermissen sogar West-Hippies im Ruhestand ein bisschen vom früheren Arbeitsethos, von der verbissenen Liebe zum Detail und dem altmodischen Höflichkeitsgedöns. Nichts zu machen, Karstadt is over. Aus alten Feinden werden neue Widersprüche. Als wir am 14. März die Ausstellung „Wände bauen“ eröffneten, starb eines der letzten westdeutschen Gewissen und Gewissheiten: Jürgen Habermas war weder Hippie noch Spießler, nicht mal Chauvinist. Doch auch sein Plädoyer für den kritischen Diskurs einer bürgerlichen Öffentlichkeit is over – oder steht zumindest massiv unter Druck.

Vielleicht lohnt es sich, das ist der Ausgangspunkt dieser Ausstellung, sich sowohl die attraktiven und quasi-utopischen Ausreißer dieser eigenartigen BRD noch einmal anzusehen, wie auch die schiefe Selbstgerechtigkeit, die sie produzierte. Und das – wir befinden uns in einem 1981 in West-Germany gegründeten Kunstverein – durch die Brille der Kunst, die man nun der Einfachheit halber „zeitgenössisch“ nennt. Man nennt sie so, weil die Moderne angeblich vorbei ist oder – Stichwort „Westkunst“ – eine rein westliche Angelegenheit. Ich glaube beides ist falsch. Auch davon soll diese Ausstellung erzählen.